



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stärkt) im Nordwesten, Cadix, Tarifa, Algeciras im Süden, Cartagena, Valencia, Barcelona im Osten. Dazu kommt noch Ceuta an der Küste Nordafrikas und Mahon und Palma auf den Balearen. Portugal hat in Lissabon eine sehr starke Zentralfestung ähnlich wie Belgien in Antwerpen und an der von Lissabon nach Spanien führenden Eisenbahn die mit Außenwerken befestigte Stadt Elvas. Und zum Schluß sei noch auf die als uneinnehmbar geltende englische Felsenfeste Gibraltar hingewiesen, die jedenfalls, wenn sie auch die Meerenge nicht durchaus sperrt, doch ebenso wie Malta ein wichtiger Stützpunkt der englischen Flotte ist.

Es ist ein langer Weg, den wir durch ganz Europa zurückgelegt haben, und diese große Menge durch das gegenseitige Mißtrauen geschaffener Festungen und Schutzanlagen ist eigentlich ein düsteres Bild. Aber es ist auch ein Bild großer selbständiger Macht und großen Reichtums, der sich hinter diesen Stahlpanzern und Wällen und Kanonen immer mehr und mehr anhäuft. Gewappnet bis an die Zähne, trotzig einander drohend suchen die Staaten Europas nicht den Krieg, sondern den dauernden, sichern Frieden.



Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft



In gewissen Kreisen ist die Meinung verbreitet, die konfessionelle Spaltung gefährde das Deutsche Reich. Wir scheint diese Furcht auf Einbildung zu beruhen. Den ihre Einheit rühmenden Katholiken halten die Protestanten mit Recht entgegen, die Zerklüftung des Protestantismus beweise nicht Schwäche, sondern einen geistigen Reichtum, aus dem Kraft quelle. Warum sollte das nicht auch vom ganzen deutschen Volke gelten, das sich außer den vielen protestantischen Denk- und Glaubensrichtungen auch noch der katholischen erfreut? Wenn Parteihäß einen Staat zerstörte, dann brächten die Protestanten das Zerstörungswerk für sich allein fertig, denn die Simplificissimusleute und die konservativen Protestanten, die Linksliberalen und die ostelbischen „Brotverteuerer“, die Sozialdemokraten und die „Scharfmacher“ hassen einander weit grimmiger als die gläubigen Protestanten und die Katholiken. Wäre Übereinstimmung des ganzen Volkes in einem religiösen oder religionsfeindlichen Glauben die unentbehrliche Grundlage des Staates, dann gingen wir auf alle Fälle der politischen Auflösung entgegen, denn durch die Vernichtung des Katholizismus würde die Fülle der Glaubensmeinungen, der metaphysischen und ethischen Theorien noch bunter werden, als sie so schon ist. Einheit erzwingen wollen in einer Zeit, die zu immer stärkerer Differenzierung fortschreitet, ist Utopie. Als Ziel der konfessionellen Entwicklung sollen wir nur eine Einigung im Auge behalten, die sich darauf beschränkt, daß die positiv gerichteten religiösen Parteien einander gegenseitig verstehn, einander die historische und die ideelle Berechtigung

zuerkennen, womit die Gehässigkeit, die in der konfessionellen Kontroverse vielfach noch zutage tritt, und gewisse häßliche Begleiterscheinungen des Streites von selbst wegfallen würden — nicht die Gefahr, die nicht beseitigt zu werden braucht, weil sie nicht vorhanden ist; Unbequemlichkeiten freilich erwachsen dem Staate aus der Mehrheit der Konfessionen; die muß er sich gefallen lassen wie die übrigen Unbequemlichkeiten unsers verwickelten Kulturlebens. Als einen tüchtigen Schritt zur erreichbaren Einigung darf man ein Sammelwerk begrüßen, das die Firma B. G. Teubner in Leipzig und Berlin veranstaltet. Es ist: Die Kultur der Gegenwart betitelt und soll in zwei Teilen und vierundzwanzig Abteilungen alle wichtigen Kulturgebiete behandeln. Die soeben erschienene vierte Abteilung des ersten Teils, herausgegeben von Paul Hinneberg, hat zum Gegenstande: Die christliche Religion mit Einschluß der Israelitisch-jüdischen Religion (zwei fortlaufend paginierte Bände Lexikonformat von zusammen 752 Seiten, gebunden 11 und 8 Mark). Das spezifisch Katholische ist von katholischen Gelehrten behandelt worden, und die zusammen arbeitenden Vertreter der beiden Konfessionen sind einander so weit entgegen gekommen, als es unter den heutigen Umständen möglich ist. Eine kurze Übersicht soll das zeigen.

Die alttestamentliche Religion hat Julius Wellhausen bearbeitet. Ohne gelehrten Apparat stellt er hier gemeinverständlich und anziehend dar, was er in diesen gelehrten Bänden bewiesen zu haben glaubt. Das Hauptergebnis seiner Forscherarbeit, die sich auf eine Reihe demselben Ziele zustrebender Vorarbeiten stützt, besteht bekanntlich darin, daß es eine mosaische Gesetzgebung niemals gegeben habe; daß die Priester sie erfunden hätten, um dem Jahvefult Autorität zu verleihen, der dem von den Propheten geläuterten Gottesbegriff zum Siege über die alte Naturreligion verhelfen sollte, daß demnach die Bücher des Alten Testaments, die sich als die ältesten geben, in Wirklichkeit die jüngsten seien, und daß im Sinne dieser aus edeln Beweggründen unternommenen Erdichtung die Königsgeschichte überarbeitet worden sei. Sollte diese Auffassung heute wirklich in der protestantischen Theologie unbestrittene Geltung erlangt haben? Was ich gelegentlich dagegen eingewandt habe, das hat ja kein Gewicht in der wissenschaftlichen Welt. Aber in der zweiten Ausgabe der Real-Enzyklopädie von Herzog und Blitt hat vor zwanzig Jahren Herm. L. Strack die Unhaltbarkeit der Graf-Wellhausenschen Hypothese nachgewiesen (in dem Artikel: Pentateuch), und seine Gründe scheinen mir unwiderleglich zu sein. Ob eine neuere Ausgabe der Enzyklopädie einer andern Auffassung Raum gegeben hat, weiß ich nicht, doch meine ich auf jeden Fall, der Herausgeber des Sammelwerks hätte in einer Anmerkung konstatieren sollen, daß es noch angesehenere protestantische Theologen gibt, die von Wellhausen bedeutend abweichen. Übrigens fühlt dieser selbst die Unzulänglichkeit seines Versuchs, die göttliche Offenbarung aus der israelitischen Geschichte hinauszuarargumentieren. Er schildert den Gegensatz der Propheten und überhaupt der großen Denker zur Kultur ihres Volkes und ihrer Zeit und fragt: „Woher aber kommen in Israel (und analog in Griechenland) diese Männer des Geistes? Die Israeliten sagen: Jahve hat sie erweckt, es sind die Männer Gottes. Eben in diesen Männern sehen sie die Offen-

barung Gottes, eine Offenbarung außerhalb solcher lebendiger Träger kennen sie nicht. Über diese Antwort werden auch wir schwerlich hinauskommen, obwohl das gottbegnadete Individuum dabei Mysterium bleibt. Denn wenn man von innerer Anlage der Griechen und der Israeliten redet, so ist das keine Lösung des Rätsels, sondern nur eine Verschiebung. Noch weniger freilich werden die Israeliten dadurch begriffen, daß sie Semiten, oder die Griechen dadurch, daß sie Indogermanen sind.“ Die Analogie mit den Griechen leugne ich. Plato verstehn wir durchaus als Blüte der humanen hellenischen Volksart, aber Jesajas und das humane Deuteronomium nicht als Erzeugnis des blutgierigen wildfanatischen Semitismus Vorderasiens. Zu dem ersten Mysterium des Volks- oder Rassen genius kommt also hier ein zweites.

Adolf Sülicher schreibt über „Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicänum“. Gleich auf der ersten Seite finden wir einen Gedanken, den ich schon oft ausgesprochen habe. „Mit allen Urzeiten hat die des Christentums das gemein, daß sie zum großen Teil im Verborgnen liegt.“ Fügen wir mit einem neuern protestantischen Apologeten bei, das müsse so sein, weil ein Glaube, der auf unwiderleglich nachweisbaren, in derber Körperlichkeit sichtbaren Tatsachen beruhte, keine sittliche Tat und überhaupt kein Glaube mehr wäre. Doch liegen die Person, die Geschichte und die Lehre Jesu nicht so im Verborgnen, daß gar nichts zuverlässiges darüber auszusagen wäre. „Meist hebt sich [in den Evangelien] das Fremde von dem Ursprünglichen so deutlich ab, der Diamant von dem geschliffnen Glas, daß das Vertrauen zu diesem Echten, das neben allem glitzernden Schein seine einzigartige Leuchtkraft behauptet, wahrlich kein leichtfertiges ist. . . . Die Zeit, wo man in der Wissenschaft fragen durfte, ob es einen geschichtlichen Jesus gegeben hat, ist vorüber. . . . Der Zauber frischen Lebens, der das Bild Jesu noch in den ungeschickten Holzschnitten der Synoptiker umwebt, spottet jeder Hypothese, die ihn zu einem bloßen Produkt religionsgeschichtlicher Faktoren oder gar zum Helden eines pseudogeschichtlichen Romans degradieren will.“ Demnach findet der neueste derartige Versuch, der von Kalthoff, keine Stelle mehr in der Wissenschaft. Was nun die Bedeutung dieser wunderbaren Persönlichkeit betrifft, der die geschichtliche Wirklichkeit nicht abgesprochen werden kann, so schreibt der Verfasser ganz richtig: „Wer Ernst macht, hat bei Jesus nur die Wahl zwischen dem Zugeständnis eines neuen Geistes voll neuer Gewalt, der natürlich auch die Zukunft für sich in Anspruch nahm, oder [der Annahme] einer wahnsinnigen Selbstüberhebung, die kein eschatologischer Enthusiasmus entschuldigt, einem [eines] verblendeten Verkennens[s] seiner Zeit, das ein Zutrauen zu dem Urteil des so schwer Enttäuschten auch sonst nicht duldet.“ Sülicher wählt selbstverständlich das erste. „Paulus [auch den machen die um Kalthoff zu einer mythischen Figur] ist für uns die klarste Gestalt im Neuen Testament.“ Aus der Darstellung der Lehre des Apostels heben wir die folgenden schönen Sätze hervor: „Mit felsenfestem Vertrauen sieht er dem Tage entgegen, wo mit der letzten Sünde auch der Tod aus der Welt verschwindet, nicht etwa dadurch, daß alles sich in nichts auflöst, was ja gerade der höchste Triumph des Todes wäre, sondern dadurch, daß alles voll ausgefüllt wird von göttlicher Lebenskraft, Gott

alles in allen ist. . . . Da bleibt kein Raum für eine Hölle mit ewigen Qualen der Verdammten, nicht einmal dem Satan wird ewige Pein zgedacht; die von der Sünde nicht lassen konnten, versinken eben in den Tod, das heißt in das Nichts, und wenn kein Objekt für diesen Vernichter mehr übrig ist, ist er sich selbst anheimgefallen; auf dem Platz bleiben nur Gott und die Guten.“ Folgende Stelle, die Paulus ganz katholisch erscheinen läßt, wird den Katholiken zu großer Genugtuung gereichen. „Befangenheit in allgemeinen Vorurteilen seiner Zeit [wie das der Unterordnung des Weibes unter den Mann oder das der Dämonenfurcht] . . . wird man ihm billigerweise nicht schwer anrechnen. . . . Sehr massive Vorstellungen von fast zauberhafter Wirkung eines Exkommunikationsdekrets verrät er 1. Kor. 5, 4 ff.; Taufe und Abendmahl als eigentliche Sakramente, heilige Handlungen mit physisch-sittlicher Wirkung auf jeden Teilnehmer hat er, durch seine Christusmystik unterstützt, in den Mittelpunkt eines neuen Kultus gerückt; ich zweifle nicht, daß er auch von feierlicher Handauflegung unter Anrufung des Namens Christus eine Übertragung höherer Kraft auf das Objekt erwartete.“ Die Gnosis des zweiten und des dritten christlichen Jahrhunderts wird ganz in der hergebrachten Weise charakterisiert; Eugen Heinrich Schmitt, der diese Schwärmerei als die höchste und die wahre Religion und Philosophie preist, scheint also in der theologischen Welt nicht durchgedrungen zu sein. Nur dem Marcion, der von Haus aus ein ehrlicher und enthusiastischer Pauliner gewesen sei, habe die Kirche unrecht getan, sonst sei sie mit ihrem Kampfe gegen die Gnostiker im Recht gewesen. Diesem Kampfe verdanke sie die Förderung ihrer Organisation und die Begründung einer christlichen Wissenschaft, freilich aber sei sie nicht ohne Schädigung daraus hervorgegangen: „Mit seinem Mißbrauch der Gedankenfreiheit hat der Gnostizismus die Kirche auf endlose Zeit herübergedrängt nach der andern Seite, zu einem förmlichen Kultus der Tradition, zu einem schließlich bornierten Zorn gegen jede neue Knospe oder gar Blüte.“ Wie im Kampfe gegen die Gnostiker und sonstige Feinde die Gemeindeverfassung und die Hierarchie ausgebildet worden sind, wird sehr schön dargestellt. In Sätzen wie die folgenden findet die katholische Kirchenverfassung ihre Rechtfertigung: „Selbst die besten Geschütze [wie der Bibellkanon und die regula fidei] helfen nicht, wenn man keine Bedienung für sie hat. Die Willkür wird zuletzt mit jeder Formel und mit jeder Tradition fertig, falls ihr kein fester Wille gegenübersteht. Solcher Wille lebt nur in Menschen. Bewundernswert still und leicht hat die christliche Religion die Mannschaft für ihre Festungswälle geworben und sie streng militärisch organisiert. Jede Gemeinde zerfällt um 150 in Leitende und Geleitete, in Gebende und Empfangende, in Klerus und Laien. . . . Die Kleriker sind Berufsbeamte, allesamt auf Lebenszeit berufen; für ihren Unterhalt sorgt die Gemeinde, die sich wenigstens den Bischof selber wählt, aber ihn nicht etwa absetzen kann. . . . Trotz allen Bitterkeiten, die Tertullian über den numerus episcoporum ausgießt, der sich an die Stelle der Kirche setze, ist die Einrichtung des Bischofsamts für die Kirche ein Segen, ist sie unvermeidlich gewesen. Bei der Menge von Aufgaben, die sich die Gemeinden gestellt hatten, waren Menschen nötig, die sich ihnen nicht nur gelegentlich widmeten: die Abhaltung des Gottesdienstes, die Auslegung der Schrift,

die Prüfung auftretender Lehrer, die Unterweisung der Taufkandidaten, die Propaganda unter den Ungläubigen, die Seelsorge unter den Gläubigen, Aufsicht über die sittlichen Zustände in den Familien, Pflege der Armen und Kranken, Fürsorge für würdige Bestattung der Toten, Aufrechterhaltung des Verkehrs mit andern Gemeinden erforderten die volle Kraft von mehr als einem Manne; und je bedrängter die Lage der Kirche war, um so größere Vollmacht mußte sie ihren Leitern anvertrauen. . . . Die Gemeinden um 200 wollten regiert werden, darum wurden sie regiert; der Klerus hat sich in die Kirche nicht räuberisch eingeschlichen, sondern ihr nur den Willen getan. Durch das monarchische Regiment wurden den Gemeinden die zumal auf hellenischem Boden sonst grassierenden Parteitreibereien erspart, und wie sollten zweifelhafte Fragen der Lehre oder der Disziplin auf Synoden anders entschieden werden als durch Majoritätsbeschlüsse der berufenen Vertreter der Gemeinden — wenn eben ihre definitive Entscheidung als dringendes Bedürfnis erschien?“ Es versteht sich, daß die monarchische Entwicklung nicht eher zur Ruhe kommen konnte, als bis sie in der monarchischen Spitze der Gesamtkirche ihr Ziel erreicht hatte. Nachdem Süllicher die Wurzeln des werdenden Kirchenrechts aufgedeckt hat, fährt er fort: „Man kann der Kirche vorwerfen, daß sie in dem Maße, als sie sich ausbreitete, durch ihre Rechtsordnungen den Staat geschwächt hat; allein man darf nicht vergessen, was sie ihm brachte, indem sie ihn einschränkte. Der Bund zwischen christlicher Kirche und Staat hat die zivilisierte Menschheit auf eine höhere Stufe gehoben. Erst in diesem Bunde ist der Mensch im Menschen zur Anerkennung gelangt, und sind der geschichtlichen Entwicklung die Ziele gesteckt worden, zu denen sie sich jetzt bewegt. Der wahre Kosmopolitismus, die Ideen der geistigen Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit sind erst auf diesem Boden eine Macht geworden, und die christliche Gottesidee bestimmte als ein still aber mächtig wirkender Koeffizient den Gang der Geschichte und sicherte wie den Adel so die Verantwortlichkeit der Persönlichkeit.“ Was insbesondere den römischen Staat betrifft, so wurde die Kirche, genauer „die bischöfliche Konföderation“, ein internationaler Staat in diesem Staate. „Sie schob sich an die Stelle des zentralen römischen Militarismus; denn dieser versagte nicht nur, sondern wurde, indem er auseinanderfiel, eine Hauptursache des Verfalls des Staats; die Legionen waren die permanenten Herde der Revolution und die Generale die gebornen Prätendenten. . . . Was die Zeit und der Staat verlangten, war eine universale, monotheistische Religion — von pyramidalen Struktur, also mit breitester Basis und einer sicher [deutlich?] ausgebildeten Spitze, philosophisch und sakramental zugleich. Warum sollte man eine solche Religion erst konstruieren oder erfinden? Sie war schon vorhanden. Im Christentum war das alles viel besser gegeben, was Elagabal, Alexander Severus und Maximus Daza gesucht hatten, und dazu besaß es ein mächtiges Priestertum, das dem Staate die zuverlässigsten Kräfte zuzuführen vermochte. Die Religionsentwicklung innerhalb des Staats führte also direkt auf das Christentum,“ und Konstantin hat das erkannt. Beide Teile verloren und gewannen bei der Verbindung miteinander. Die Kirche „wäre niemals die große, einheitliche Kirche geworden ohne die Hilfe des Staates“.

Die orientalische Kirche, die russische mit einbegriffen, ist ein halb toter Körper und bereitet darum einer genauen und wahrheitsgetreuen Beschreibung viel weniger Hindernisse und Schwierigkeiten als die sehr lebendige, wandelbare und vielgeteilte abendländische. Das Urteil über sie steht denn auch allgemein fest, und eine Abhandlung „Griechisch-orthodoxes Christentum“ mußte zwar der Vollständigkeit wegen aufgenommen werden, aber ihr Verfasser, Nathanael Bonwetsch, hat uns nichts neues zu sagen, und wenig, was besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Doch mag eine Stelle aus der Charakteristik der griechischen Kirche des vierten und des fünften Jahrhunderts mitgeteilt werden. „Mit aller Energie nahm die Kirche den Kampf auf gegen die Unzucht. Die in dieser Hinsicht sittliche Haltung vieler Kaiser ist ein Zeichen für das, was die Kirche hierin erreichte. Aber eine Verchristlichung des Hauses ist nicht erfolgt. Ebenso blieb der Unterrichtsbetrieb vorchristlich. Die in vieler Hinsicht so glänzend vertretene Predigt verliert doch schon durch Rhetorik an lebenskräftigem Inhalt. Dazu erscheint schon jetzt das ganze Leben in der Ehe und im Beruf nur noch als ein halb frommes, von dem darum ein völliges Durchdrungensein von christlichem Sinn nicht mehr gefordert werden könne. Das sittliche Ideal ist nämlich jetzt das Mönchtum. Das hellenische Bild des asketischen Weisen, dem Orient entstammender Dualismus und der christliche Gedanke ungeteilter Hingabe an Gott sind hier unter einer neuen lebendigen Empfindung von der Größe der religiösen Güter zur Einheit verschmolzen.“

Zwei Katholiken berichten über die katholische Kirche des Abendlandes. Aus Karl Müllers „Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter“ heben wir nur hervor, daß er zeigt, wie der Feudalismus und Heinrich der Dritte die eigentlichen Begründer der mittelalterlichen Theokratie gewesen sind; denn dieser deutsche Kaiser, der die Vollstreckung der kluniazensischen Reform übernahm, ist es gewesen, „der die Wendung erzwang, durch die das Papsttum zu seiner neuen universalen Stellung emporgeführt und in den welterschütternden Kämpfen zwischen Kirche und Staat die eigentliche Papstkirche begründet wurde“. Giesebrecht hat das schon vor vierzig Jahren klargemacht, aber Gemeingut der Gebildeten scheint die Kenntnis dieser Tatsache noch nicht geworden zu sein. Franz Xaver Funk schreibt über „Katholisches Christentum und Kirche Westeuropas in der Neuzeit“. Wir führen sein Urteil über die Jesuiten an. Die Ausbreitung des Ordens und der Einfluß, den er errang, bewiesen „ebenso seine Energie wie das Vertrauen, das ihm zuteil wurde. Diese Stellung war aber nicht ohne Gefahren. Sie weckte in ihm ein hohes Selbstbewußtsein, und er zeigte seine Eigenmächtigkeit bisweilen auch gegenüber dem Apostolischen Stuhl, namentlich in den Missionen von Indien und China, wo er sein Akkommodationsverfahren auch nach seiner Verwerfung durch die oberste Kirchenbehörde noch längere Zeit fortsetzte. [In dieser Angelegenheit haben jedoch damals Männer wie Leibniz den Jesuiten recht gegeben, und heute tun das wiederum Kenner Chinas.] Noch mehr machte er seine Stellung gegenüber den andern kirchlichen Kreisen geltend. Im Kampfe gegen theologische Schulen und Parteien war er nur zu sehr selbst Partei; im Jansenistenstreit betätigte er einen Eifer, der weithin verletzend wirken mußte. So erstanden ihm auch zahlreiche Gegner. Die Mängel

und Fehler wurden zwar reichlich durch die großen Verdienste aufgewogen, aber sie boten den Gegnern immerhin eine Waffe usw.“ Diese Darstellung ist matt und oberflächlich, aber Bedeutung verleiht ihr der Umstand, daß sie in den Tagen, wo Hoensbroech in der akatholischen Presse das große Wort führt, in eine von protestantischen Theologen veranstaltete Sammlung Aufnahme gefunden hat. Nicht allgemein bekannt dürfte die Tatsache sein, die Funk aus der Zeit der französischen Revolution anführt, daß von der Erlaubnis zu heiraten, die die Zivilkonstitution von 1790 dem Klerus gewährte, zweitausend Priester, darunter einige Bischöfe, Gebrauch gemacht haben. Die Geschichte der katholischen Kirche in Großbritannien fertigt der Verfasser mit fünf Zeilen ab, ohne die blutigen Katholikenverfolgungen zu erwähnen. Hat er sich damit das Recht erkaufte, über die spanische Inquisition und die blutige Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden schweigen zu dürfen, oder haben sich die sämtlichen Mitarbeiter dahin verständigt, daß die partie honteuse der Kirchen pietätvoll verdeckt zu lassen sei? Das zweite scheint der Fall zu sein, denn auch die Hexenprozesse werden, wenn ich nichts übersehen habe, nur zweimal genannt, eben nur genannt. Diese Praxis halte ich nicht für richtig. Gewiß ist es verwerflich, wenn man, wie Hoensbroech tut, statt der Geschichte einer großen Institution nur ihre Skandalchronik gibt, aber erwähnt werden muß das Skandalöse in einer Darstellung des Kirchenwesens; denn soweit hat Hoensbroech Recht, daß dieses Skandalöse die Gültigkeit der Kirche im dogmatischen Sinne des Wortes widerlegt, und zwar nicht bloß die der Papstkirche, sondern auch die der Kirchen von Genf und Wittenberg. Dieser Folgerung scheint ein anderer katholischer Mitarbeiter, Mausbach, vorbeugen zu wollen, indem er schreibt, die Unfehlbarkeit komme nur dem Lehramte, nicht dem Hirtenamte der Kirche zu. Lehre und Praxis sind jedoch unlösbar miteinander verschmolzen, und die zweite kann nur insoweit christlich genannt werden, als sie die Verwirklichung der ersten ist. Die Hexenprozesse sind ebenso wie die Exorzismen die praktische Betätigung des Dämonenglaubens, und indem die Zauberei teils als Betrug oder Halluzination, teils als böswillige Verleumdung, die sogenannte Besessenheit als eine Krankheit erwiesen wird, enthüllt sich die kirchliche Dämonenlehre als ein heidnischer Aberglauben. Die Geschichte der Ketzerverfolgungen und der Religionskriege aber muß man darstellen, um die christliche Kirche von einem schweren Vorwurf einigermaßen zu entlasten. Eine wahrheitsgetreue Darstellung nämlich beweist, daß abgesehen von den Ketzerstreitigkeiten des vierten und des fünften Jahrhunderts, die aus der griechischen Disputierwut entsprangen, der Glaubensfanatismus einzelner Schwärmer immer nur dann blutige oder flammende Erzeffe erzeugen konnte, wenn sich irgendein politisches Interesse seiner als Vorwand bediente, daß also diese traurigsten Begebenheiten der Weltgeschichte keineswegs so eng mit dem Wesen der Kirche zusammenhängen, wie man gewöhnlich annimmt, und daß sie in keiner Zeit der Gesinnung der Masse der gläubigen Christen entsprochen haben. Über die plenitudo potestatis super gentes et regna, die der Cäsarenwahnsinn mittelalterlicher Päpste in Anspruch nahm, schreibt Funk, die Absetzung der Königin Elisabeth durch Pius den Fünften im Jahre 1570 sei der letzte bedeutame Akt gewesen, in der sich diese Annäherung äußerte.

Der französische Episkopat habe im ersten der vier gallikanischen Artikel dem Papste dieses Recht abgesprochen und die weltliche Gewalt für unabhängig erklärt, und 1826 hätten die französischen Bischöfe diese Erklärung wiederholt. „Ähnlich verwarfen die Bischöfe Irlands am 25. Januar 1825 jede direkte oder indirekte Jurisdiktion oder Gewalt in weltlichen Dingen, die sich der Papst im britischen Reiche zueignen könnte. Seit dieser Zeit besteht über den Punkt keine ernstliche Kontroverse mehr. Der römische Stuhl hat sich über ihn zwar nicht eigentlich geäußert; nach seiner Gewohnheit, Rechte, die er besaß, oder Lehren, die er vertrat, nicht ausdrücklich zurückzunehmen, konnte er dem Artikel nicht eine förmliche Billigung erteilen; und aus seinem Schweigen zu jenen Äußerungen des französischen und des irischen Episkopats ist nicht etwa Zustimmung zu folgern, da es durch die Umstände geboten war. Immerhin aber darf man aus seinem langjährigen Schweigen schließen, daß das fragliche Recht von ihm selbst nicht mehr festgehalten wird, und wenn es je anders wäre, hat dieses Recht durch den Lauf der Dinge in der Neuzeit tatsächlich jede Bedeutung verloren.“ Nach einer Übersicht über die Entwicklung der kirchlichen Orden, besonders in Frankreich, heißt es: „Bei den segensreichen Diensten, die ein großer Teil der Orden der Menschheit leistet, wird kein Unbefangener dieser Entwicklung seine Achtung versagen. Andererseits drängt sich aber auch dem Katholiken die Frage auf, ob hier nicht zugleich eine Hypertrophie vorliegt, und ob darin nicht auch einer der Gründe zu erblicken ist, aus denen jüngst in Frankreich der gewaltige Rückschlag gegen die Orden eintrat. Und die gleichen Bedenken erheben sich gegenüber einigen andern Erscheinungen, wie die starke Zunahme der Wallfahrten und Pilgerfahrten, der Häufung der Ablässe, der Einführung neuer kirchlicher Andachten. Man mag, weil es wie in allen so besonders in diesen Dingen schwer ist, Maß zu halten, hier ein mildes Urteil walten lassen. Aber auch so vermag der ruhige Beobachter den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß hier die richtige Grenze überschritten, mehr äußere Wertheiligkeit als innere Frömmigkeit gefördert wird. Am meisten zu beklagen ist, daß es hier auch die kirchlichen Obern teilweise an der entsprechenden Einsicht und Vorsicht fehlen lassen.“ Über die Kirchenspaltung urteilt Funk: „Die Zeit hat den Beweis geliefert, daß die religiöse Spaltung, so sehr sie einerseits zu beklagen ist, doch andererseits auch wieder dem Guten dienen kann. Tatsächlich besteht sie demnächst seit vier Jahrhunderten, und es ist keine Aussicht, daß sie je wieder gehoben werde. Mögen darum die einzelnen Konfessionen bewahren, was sie Wahres und Gutes zu besitzen glauben, und mehr und mehr lernen, in gegenseitigem edelm Wettstreit miteinander im Frieden zu leben.“

„Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit“ von Ernst Troeltsch ist der längste und zugleich der wertvollste sämtlicher Beiträge. Er enthält das Schönste, Beste, Gründlichste und Klarste, was ich jemals über die Entwicklung des protestantischen Glaubens, Lebens, Kirchentums und Sektentwefens gelesen habe, und er ist mit einer grundehrlichen Wahrhaftigkeit geschrieben, deren klarer Blick von keinem Vorurteil, von keiner Leidenschaft getrübt wird. Möge ein Sonderabdruck diese unvergleichliche Leistung den allerweitesten Kreisen zugänglich machen! Der Versuch, den Hauptinhalt auszugsweise mit-

zuteilen, würde nur eine Verstümmelung des schönen Ganzen ergeben. Ich muß mich damit begnügen, auf einige besonders wichtige Gedanken hinzuweisen. Die Größe der Leistung der mittelalterlichen Kirche wird voll anerkannt. Aber „die christliche Idee war mit dem Katholizismus nicht erschöpft und befreite sich bei der allgemeinen Gärung des Systems zu einer gemütvollen und tiefsinnigen Neubildung, ebenso wie neben ihr die andern Kräfte des künstlerischen, wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens sich verselbständigten“. Was schon Ranke erkannt hatte, daß das lutherische Christentum durchaus eine Frucht des katholischen ist, beweist Troeltsch ausführlich und gründlich in einer glänzenden Darstellung, die der Satz einleitet: „Der Protestantismus ist zunächst in seinen wesentlichen Grundzügen und Ausprägungen eine Umformung der mittelalterlichen Idee, und das Unmittelalterliche, Moderne, das in ihm unleugbar enthalten ist, kommt als Modernes erst in Betracht, nachdem diese erste und klassische Form des Protestantismus zerbrochen oder zerfallen war.“ Die Stelle, an der Luther das katholische System durchbricht, ist dessen Herz: die Sakramentenlehre. Nach Luther ist die Gnade nicht eine durch Vermittlung äußerlicher Zeremonien eingegossene Kraft, sondern sie wirkt vom gesprochenen Worte aus rein menschlich durch die Vermittlung des Gedankens. Dieses Neue jedoch, das die Zukunft enthielt, wurde für die damalige Gegenwart unwirksam gemacht durch die Verkoppelung mit dem Glauben an die übernatürliche Autorität von Bibel und Kirche und mit der „aufs höchste gesteigerten Lehre von der Erbsünde“. Die Wiedertäufer haben den Zukunftskeim ergriffen, aber ihn durch mystische Schwärmerei und sektiererischen Separatismus am Aufgehen gehindert. „Die Zeit war nicht reif für das Täufern, und das Täufern war nicht reif für die Zeit.“ In England ist der Keim zuerst aufgegangen, anfangs noch in enthusiastisch-mystischer Verhüllung bei den Independenten und den Quäkern, dann unverhüllt bei Locke und den übrigen Psychologen, in Deutschland bei den Pietisten. „Der rein innerlich und psychologisch gefaßte göttliche Geist geht leise über in die Vernunftanlage des menschlichen. Daraus folgt schließlich die Idee der staatlichen Toleranz, die Nichteinmischung des rein äußerlichen und legalen Staates in die Innerlichkeit des frommen Gefühls und des Gewissens, die Freigebung der Kirchen- und Gemeindebildung von seiten des Staates, der Independentismus und Kongregationalismus“, Ideen und Grundsätze, von denen Luther und Calvin, und noch mehr ihre orthodoxen Jünger und die protestantischen Obrigkeiten, sehr weit entfernt gewesen waren. „Ein Kirchensystem von der Ausschließlichkeit der neuen protestantischen Kirchen kann nicht in einer Mehrzahl von Kirchen existieren, ohne daß diese untereinander in die bittersten Gegensätze geraten; wie nach innen die Polizei, so müssen nach außen die Diplomaten und die Kanonen den symbolischen Büchern ihren Zwangskurs verleihen.“ Aus der Charakteristik Calvins und seiner Kirche sei zweierlei hervorgehoben. „Nur schwer ergibt sich Luther in die Kleinheit der Christenschar. Calvins Härte, der diese Kleinheit [und demgemäß die ewige Verdammnis der ungeheuern Mehrheit der Menschen] aus dem Wesen Gottes folgerte, ist ihm fremd.“ Der Calvinismus ist wesentlich asketisch; nur besteht sein Asketismus nicht in zwecklosen Selbsteinigungen, sondern in rastloser nützlicher Arbeit und im Verzicht auf Genuß.

Die Richtung auf solche Betätigung der Religion wurde durch den Umstand gefördert, daß die Masse seiner Befenner aus fleißigen und sparsamen Kleinbürgern bestand. So schafft „der Calvinismus durch rationale Anspannung der Arbeitsleistung ohne genießende Hingabe an den Arbeitertrag den Boden für die kommende Blüte des Kapitalismus, der von Holland, dem hugenottischen Frankreich und vor allem von England und Amerika ausgeht“. Mit der Freiheit, wie sie von manchen heutigen Liberalen verstanden wird, hat der reformierte Republikanismus nichts zu schaffen. „Der leitende Staatsmann Neuenglands, Winthrop (gestorben 1649), definiert in einer seiner Staatschriften: civil liberty is liberty to that only, which is good, just and honest. Und vor ihm hatte Hooker erklärt, es sei das natürliche Recht der Edeln, Weisen und Tugendhaften, die Sklavenseelen (them, which are of servile disposition) zu regieren.“ Das entspreche durchaus, meint Troeltsch, dem aristokratischen Gedanken der calvinischen Prädestination. Nach Preisgabe der kirchlichen Kultur sei die Masse der protestantischen Gebildeten heute mit Darwin und Renan beim kirchenfeindlichen Individualismus angelangt. „Ob das alles ein so großer und reiner Fortschritt ist, wie die Lobredner der individualistischen Kultur meinen, und wie die vom Druck der kirchlichen Kultur Befreiten es zunächst wirklich empfanden, das ist hier nicht zu erörtern.“ Wenn Troeltsch meint, der praktische Amerikaner empfinde den Widerspruch zwischen Kirchenglauben und Wissenschaft nicht, weil er, eben als Praktiker, zu rationalistischer Konsequenzmacherei nicht neige, und weil er noch zu wenig gesättigt sei mit den Ideen, „die auch von der wissenschaftlichen Seite her die Dogmatik auflösen“, so möchte ich dazu bemerken, daß die Volksmasse auch in der Alten Welt in diesem Sinne amerikanisch ist, daß nur die denkenden den Widerspruch wirklich empfinden, und daß der Unglaube der Massen, auch vieler Gebildeten, nur gedankenloses Nachplappern ist, das man beliebt, weil man aus irgendeinem weniger idealen Grunde mit der Kirche und ihren Leitern zerfallen ist. Goethe ist nach Troeltsch keineswegs ausschließlich antikisierend der Ästhet gewesen, sondern „eine neue Kombination der uralten Elemente der europäischen Kultur, der Antike und des Christentums“. Das Christentum, schreibt er im Zusammenhange damit, „hat nie ohne Ergänzungen und Hinzuziehungen existiert“. Sehr richtig! Ich habe oft daran erinnert, daß Jesus seine Jünger das Salz der Erde nennt, womit gesagt ist, daß seine Religion eine Würze, aber nicht die alles andre ersetzende Speise für die Menschenseele ist, und gezeigt, daß das Christentum, wenn es wohlthätig wirken soll, sowohl der Antike als der weltlichen Kultur bedarf. Aber diese Elemente dürfen wiederum nicht auf die Mitwirkung des Christentums verzichten wollen. Die christliche Liebestätigkeit nennt Troeltsch unentbehrlich, und sie ist nicht das einzige, womit die Kirche der Welt dient.

(Schluß folgt)

